

DIAKONIE 36

Thema Aktiv und selbstbestimmt – Über Altersbilder zwischen Wunsch und Wirklichkeit

8 Mit Stadtteil-Rallye und Bimmelbahn 15 Atmosphäre des Akzeptierens

16 Jeder kann in wirtschaftliche Not geraten 17 Raus ans Meer 18 Beweglich statt fixiert



Jetzt

In manchen Zeiten scheinen Menschen mehr in der Zukunft als in der Gegenwart zu leben. Das war im späten Mittelalter so, als die bedrückende Armut und die unbezwingbaren Krankheiten von einem besseren Jenseits träumen ließen und die Hoffnungen sich darauf richteten, dass die guten Werke sich auszahlen würden. Das war in den späten 60er-Jahren so, als die stickige und muffige Gegenwart einer Zukunft der Freiheit und dem Ideal einer gerechten Welt entgegenfiebern ließ. Manchen beschleicht heute das Gefühl, dass es gestern besser war. Die Schuldenberge waren überschaubarer, selbst wenn niemand so genau hingeschaut hat. Die Schulen waren besser, auch wenn es keinen Vergleich gab. Die Alten genossen mehr Anerkennung. Auch dem Christentum hat man immer wieder vorgeworfen, das Heute nicht ernst zu nehmen. Als wären Christen permanent traurig über das verlorene Paradies oder würden stets auf ein besseres Jenseits hoffen.

Paulus kannte seine Gemeinde sehr gut. Es gab solche und solche. Die, die nostalgisch zurückblickten, und die, die nach vorn stürmten, wo alles besser werden würde. In der Frömmigkeit werden für Paulus aber die Dinge gerade zusammengehalten: das Vergangene, aus dem wir glauben, mit dem Künftigen, auf das wir hoffen. Dieses Leben hier und heute glückt dann, wenn es diese Spannung aushält. Wurzeln haben und sich strecken nach der Sonne, das muss einen nicht zerreißen. Der Maßstab dieser Verortung ist entscheidend. Was gründet mich und wohin strebe ich? Fromm gesprochen weiß ich mich in Christus neu befestigt in meiner Existenz. Zuversichtlich, selbstbewusst und dankbar – und zugleich hoffend, alle könnten dies so teilen. Möglichst viele dürften sich auch so geschützt und frei fühlen und es auch sein. Sie dürften wie ich glauben und müssten selbst dann nicht verzweifeln, wenn ihre Pläne scheitern. Und möglichst alle könnten sich freuen an dem, was anderen gelingt. Das passiert schon. Aber noch lange nicht genug.

Thorsten Nolting

„Die Frömmigkeit ist zu allen Dingen nütze und hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens.“

1. Timotheus 4,8

Aktiv und selbstbestimmt Über Altersbilder zwischen Wunsch und Wirklichkeit

Alter hat auch mit Einschränkungen und Verlust zu tun: Seh- und Hörvermögen nehmen ab und damit auch die Mobilität. Man verliert die Partnerin oder den Partner. Gesellschaftlicher und politischer Zweckoptimismus mit dem Bild vom aktiven Netz-

werker, der seine beruflichen und sozialen Kompetenzen generationenübergreifend weitervermittelt und am liebsten seine 68er-WG wieder im betreuten Wohnen zusammenführt, hilft da nicht weiter. Realismus ist notwendig. Hohes Engagement zeichnet





viele alte und sogar hochaltrige ehrenamtlich Aktive der Diakonie aus. Es gibt aber auch eine große Zahl von Älteren, die mit der Organisation ihres Lebens schon an die Grenze ihrer Kräfte stoßen. Sie wollen nicht bespaßt und betreut werden, sondern ihren kleiner werdenden Lebensradius mit ihrer eigenen Vorstellung von Lebensqualität ausfüllen.

Eine oft sehr lange Lebensphase von 20 bis 30 Jahren nach dem Ende des Berufslebens braucht, so sagen die Fachleute, selbstbestimmte Entscheidungen, um die Chancen auf ein gesundes und erfülltes Leben aktiv zu nutzen. Wir alle wissen aus Erfahrung mit Eltern, Großeltern und Nachbarn: In der Regel fallen die wesentlichen Entscheidungen über eine neue, barrierefreie Wohnung, ambulante Hilfen oder einen stationären Pflegeplatz erst bei gravierenden Veränderungen durch Krankheit oder Behinderung. Viele alte Menschen entwickeln einen bewundernswert eigenen und nicht den Erwartungen der Fachleute entsprechenden Stil im Umgang mit dem Leben und seiner Planung.

Was kann eine Stadtgesellschaft tun, um ausgehend von realistischen Altersbildern differenzierte Angebote für die unterschiedlichen Lebensplanungen zu machen? In Düsseldorf sind mit den 31 „zentren plus“ und Dependancen zunächst einmal verlässliche, im Sozialraum verankerte Strukturen geschaffen

worden. Ein Ort im Quartier, gut erreichbar, mit geregelten Öffnungszeiten, an dem von Angeboten für den aktiven Netzwerker bis zum Fallmanagement für Menschen mit Demenz und ihre Angehörigen alles unter einem Dach versammelt ist, bringt die Verschiedenheit der Lebensentwürfe älterer Menschen mitten ins Stadtleben. Die Kirchengemeinden sind mit ihren zugehenden Diensten und ihren besonderen Kenntnissen der lokalen Verhältnisse wichtige Partner. Die Vernetzung mit ambulanten und stationären Angeboten, hauswirtschaftlichen Diensten und über die Stadtteilkonferenz mit allen Akteuren eines Quartiers garantiert eine auf das Quartier ausgerichtete Angebotspalette. Trotz aller unterschiedlichen Bedürfnisse gibt es Grundlagen, die alle älteren Menschen betreffen und bei den Jüngeren die Angst vorm Altwerden reduzieren, zum Beispiel die Zugehörigkeit zu Gruppen und zum Quartier über soziale Kontakte, die gegenseitige Akzeptanz der Lebensformen und der vorurteilsfreie Umgang mit allen Formen von Einschränkungen bis hin zu schwerer Demenz. Die Abschottung der „gesellschaftlichen Mitte“ in ästhetisch einwandfreie Milieus ohne Störungen durch auffällige oder eigenartige Menschen – Kinder, Behinderte, Alte – führt zur Spaltung und Entsolidarisierung der Gesellschaft. Eine offene Stadt-



Ob Stadtteilerkundung oder Theaterworkshop – unsere Bilder zeigen nur zwei von vielen Aktivitäten, zu denen sich ältere Menschen in den neun „zentren plus“ der Diakonie treffen. Wohnortnah haben sie hier die Möglichkeit, gemeinsam mit anderen ihr Leben jenseits des Arbeitslebens zu gestalten. Im „zentrum plus“ geht es aber ebenso um die schwierigen Aspekte des Alterns: Wer zunehmend Hilfe braucht, vielleicht irgendwann Pflege, wird hier kompetent beraten



gesellschaft braucht Fürsprecher und Vorbilder in Politik, Verwaltung und Verbänden, die unterschiedliche Lebensentwürfe neugierig aufgreifen und als Bereicherung für die eigene Wahrnehmung und Lebensgestaltung bewerten. Sie braucht eine „Atmosphäre der Nächstenliebe“, die milieu- und generationenübergreifend Zugehörigkeit und Wertschätzung vermittelt.

2012 ist das „Europäische Jahr für aktives Altern und Solidarität zwischen den Generationen“. Mit Aktionen und Fachtagungen sowie in unseren Einrichtungen und Diensten werden wir unseren Teil dazu beitragen, dass in Düsseldorf die gute Entwicklung „gemeinsam aktiv für das Alter“ fortgesetzt wird.

Text: Adolf-Leopold Krebs
Fachvorstand Diakonie Düsseldorf
Fotos: Petra Warrass

„Wir erleben etwas, das es zuvor noch nie gab: Wir werden zu einer Gesellschaft des langen Lebens.“ Ein Kommentar von Roswitha Kottnik

Unser Land wird älter, bunter, individueller. Der demografische Wandel kommt nicht gemächlich, sondern als Wirbelsturm auf uns zu – mit dem gesamten Spektrum von Warnungen à la Methusalemkomplex und dem angekündigten Krieg der Generationen auf der einen Seite bis hin zu den Erwartungen, dass die Anti-Aging-Forschung es schafft, uns zeitlos jugendlich schön und fit erscheinen zu lassen. Und dazwischen sind wir eingeklemmt und zugleich gefordert, Lösungen für die Probleme einer alternden Gesellschaft zu finden. Wir erleben etwas, was es zuvor noch nie gab: Wir werden zu einer Gesellschaft des langen Lebens. Immer mehr Menschen erreichen ein hohes Alter und die Gruppe der Kinder und Jugendlichen wird kleiner.

Heute ist bereits jeder fünfte Einwohner in Deutschland 65 Jahre oder älter, in 50 Jahren wird das jeder Dritte sein. Ein hohes Lebensalter zu erreichen, wird zunehmend zur Normalität und dennoch halten sich tradierte Altersbilder bis in die Gegenwart hinein. Der im Jahr 2010 veröffentlichte 6. Altenbericht der Bundesregierung unter der Überschrift „Altersbilder in der Gesellschaft“ zeigt auf, wie schwierig es ist, tradierte Altersbilder zu verändern. Obwohl einerseits die „jungen Alten“ zunehmend als Zielgruppe von Wirtschaft und Werbung wahrgenommen werden, gelten jene Altersstereotype immer noch, die besagen, dass das Alter geprägt ist durch Nachlassen der geistigen und körperlichen Kräfte, Hinfälligkeit, Abhängigkeit und die Unfähigkeit, sich den Anforderungen der modernen Welt zu stellen.

Wer genau hinschaut, wird erkennen: Menschen werden weiterhin alt, auch krank, und sie sterben, aber sie bleiben viel länger gesund, engagieren sich im Alter vielfältig und beteiligen sich sehr bewusst an der Ausgestaltung der Zivilgesellschaft. Wer also aus unserer heutigen Sicht „alt“ ist, kann nicht nur sehr viel mehr Lebensjahre aufweisen als seine Vorfahren, sondern er ist weitgehend auch fitter, gesünder, gebildeter und finanziell besser gestellt als im Durchschnitt jede vorhergehende Generation. Wobei Letzteres in Teilen noch für die Gegenwart gilt, doch eine neue



PfarrerIn Roswitha Kottnik
Zentrum Gesundheit, Reha, Pflege
Arbeitsfeld Ältere Menschen
Diakonisches Werk der EKD

Altersarmut wirft ihre Schatten voraus, bedingt durch Langzeitarbeitslosigkeit, prekäre Beschäftigungsverhältnisse und Niedriglöhne. Das gilt besonders für den Osten unseres Landes. Hier ist dringender Handlungsbedarf angesagt – und dieser quer durch alle Politikbereiche! Während der Anteil Älterer historische Höchstmarken erreicht, stammen unsere gesellschaftlichen Regelwerke, bestehenden Strukturen und Institutionen weitgehend aus einer Zeit, in der die Jüngeren den größten Anteil an der Gesamtbevölkerung bildeten.

Die Europäische Union hat das Jahr 2012 zum „Europäischen Jahr für aktives Altern und Solidarität zwischen den Generationen“ erklärt und fordert damit auf, die längere Lebenszeit als Potenzial zur Gestaltung einer generationensolidarischen Gesellschaft zu entdecken und einzubringen.

Eine älter werdende „unterjüngte“ Gesellschaft wird eine andere sein, als es die bisherige war und noch ist. Sie wird keine schlechtere, aber eine andere sein und dies verlangt notwendig eine andere Politik. Es bedarf anderer Formen gesellschaftlichen Zusammenlebens und dies hat Auswirkungen auf:

- den Wohnbau, von der Wohnanpassung bis zum Mehrgenerationenwohnen
- die Gesetzgebung, von der Aufhebung der Altersbegrenzung bis zur Ausstattung der Kommunen mit angemessenen Mitteln
- die Infrastrukturen, von der medizinischen und pflegerischen Versorgung bis zur Förderung von Nachbarschaftshilfen und freiwilligem Engagement

Die Sozialraumorientierung wird viel stärker ins Blickfeld kommen müssen, denn Nachbarschaft und Quartier bestimmen den Lebensmittelpunkt Älterer. Was sich da ändert, kommt aber genauso den anderen Generationen, zum Beispiel Familien mit Kindern, zugute. Hier sind Diakonie und Kirche am richtigen Ort, um ihre eigenen (oft unentdeckten) Potenziale einzusetzen und Neues mitzugestalten.

Mit Stadtteil-Rallye und Bimmelbahn Diakonie und evangelische Gemeinde feierten 50 Jahre Garath



„50 Jahre evangelisch in Garath“ – das ist schon ein stolzes Jubiläum. Am 24. September wurde es ausgiebig gefeiert. Die 17 Garather Standorte von evangelischer Kirchengemeinde und Diakonie gestalteten das Geburtstagsfest mit einem vielfältigen Programm. Der Tag begann mit einem Open-Air-Gottesdienst im Garather Zentrum, an dessen Gestaltung sich die evangelisch-diakonischen Einrichtungen zum Beispiel mit Fürbitten beteiligten. Danach startete eine Stadtteil-Rallye – an allen 17 Standorten konnte man Spiele machen, sportlich oder kreativ sein, Quizfragen beantworten oder einfach Musik genießen. Damit die einzelnen Rallye-Stationen leicht zu finden waren, bekamen die Teilnehmerinnen und Teilnehmer den neuen Stadtteilplan „Evangelisch in Garath“ mit auf den Weg, auf dem alle Einrichtungen von evangelischer Kirche und Diakonie übersichtlich verzeichnet sind.

Die Garather konnten die Einrichtungen in ihrem Stadtteil noch einmal besser kennenlernen

Kettcar-Rennen und Seiltanz, ein Fußballfeld und Karaoke, Wasserspiele, Grillaktion, ein Eiswagen und noch viel mehr – für Kinder wie Erwachsene gab es überall im Stadtteil jede Menge Aktivitäten. Und die konnte man mit einer eigens angemieteten Bimmelbahn bereisen. Kein Wunder also, dass alle Standorte regen Zulauf fanden. Und die Besucher konnten auch jene Einrichtungen entdecken, die sie bisher noch nicht kannten. Für jede Aktion, bei der die Rallye-Starter mitmachten, bekamen sie Punkte, die sie am Ende des Tages in tolle Sachpreise eintauschen konnten.

Unterm Strich stand am 24. September eine gelungene Aktion von Diakonie und evangelischer Gemeinde, die Alt und Jung verband, Menschen in Bewegung brachte und allen viel Spaß gemacht hat. Die Garather konnten die Einrichtungen in ihrem Stadtteil auf diesem Wege noch einmal besser kennenlernen. Das tolle Sommerwetter, die gelungenen Aktivitäten mit vielen bunten Ideen und die rege Teilnahme der Garather Bürgerinnen und Bürger machten das Jubiläumsfest zu einem rundum gelungenen Tag.

Marie Schröder
Schulsozialarbeit an der Alfred-Herrhausen-Schule in Garath

Von Anfang an war die evangelische Kirche mit dabei, als der Stadtteil Düsseldorf-Garath 1961 entstand. Zu den kirchlichen kamen bald zahlreiche diakonisch-soziale Angebote. Von der Kindertagesstätte über die Schulsozialarbeit bis zu „zentrum plus“ und Pflegeheim – alle Einrichtungen sind mit dem patentgefalteten Stadtteilplan „Evangelisch in Garath“ jetzt noch leichter zu finden. Den Plan gibt es an allen Garather Standorten, und man kann ihn bei der Diakonie bestellen: telefonisch unter 0211 75 67 59 40 oder per E-Mail an karola.ehs@diakonie-duesseldorf.de

Alles neu für unter drei 2011 war für die evangelischen Kindertagesstätten ein ereignisreiches Bau-Jahr



Zwei neue Kindertagesstätten, acht große Umbauten und jede Menge Zwischenfälle – für die Diakonie-Abteilung Tageseinrichtungen für Kinder war das Jahr 2011 ein turbulentes Bau-Jahr. Mehr Betreuungsplätze für Kinder unter drei Jahren zu schaffen, ist das Hauptziel der Bauaktivitäten. Ab August 2013 hat schließlich jedes Kind Anspruch auf einen Kita- oder Tagespflegeplatz, sobald es ein Jahr alt ist. Dazu müssen überall im Land die räumlichen Voraussetzungen geschaffen werden, auch in den evangelischen Tagesstätten Düsseldorfs. Nicht nur Babybetten und Wickeltische werden gebraucht, sondern Raumaufteilungen, die es den kleinsten wie den älteren Kindern erlauben, sich altersgerecht zu entfalten.

Die beiden neuen Einrichtungen an der Opladener und an der Vlattenstraße nehmen schon Säuglinge ab vier Monaten auf. Kurz bevor es in der Vlattenstraße allerdings im April so weit war, dass die Kinder einziehen konnten, bekamen wir erst einmal einen Schreck: Der frisch verlegte Fußboden hob sich im Eingangsbereich und kam uns quasi entgegen – ein Wasserschaden. Also Boden wieder raus,

neuer Boden rein. In der Eugen-Richter-Straße kam es deutlich schlimmer: Außer zwei Wasserrohren platzte dort auch ein neu installierter Boiler. Die Überschwemmung war gewaltig – und die Anstrengungen, bei laufendem Betrieb alles wieder trockenzulegen, ebenfalls. Solche Zwischenfälle kosten Nerven und leider auch Geld. In der Kita Weseler Straße zum Beispiel wurde bei den Umbaumaßnahmen nach Bomben gesucht. Das hieß: Boden aufreißen, keine Bomben finden – Glück gehabt! –, Abzug des Bombensuchtrupps. Die Instandsetzung des zerstörten Bodens war leider nicht inbegriffen – Pech gehabt! Explodiert sind dadurch die Baukosten zwar nicht, jedoch deutlich gestiegen.

Es ist wohl einfach so beim Bauen – ganz glatt läuft es nie. Umso mehr freut man sich, wenn das Ergebnis stimmt. Und das tut es: 2011 sind an zehn weiteren evangelisch-diakonischen Standorten Düsseldorfs alle Voraussetzungen geschaffen worden, um Müttern und Vätern die Vereinbarkeit von Familie und Beruf zu ermöglichen und kleine Kinder optimal zu betreuen. Neu entstanden sind dabei auch tolle Außenge-

lände, wie der Niedrigseilgarten in der Krahenburgstraße, und professionelle Küchen, in denen nun täglich frisch für die Kinder gekocht werden kann.

Aus einem speziellen Förderprogramm des Bundes sind bislang insgesamt 4 Mio. Euro in die Bau- und Umbaumaßnahmen für die Betreuung Unter-Dreijähriger bei der Diakonie geflossen. Da diese Mittel nicht alle Baukosten abdecken, sind wir sehr froh, dass die Stadt Düsseldorf darüber hinausgehende Kosten durch freiwillige Zuschüsse in Höhe von ebenfalls 4 Mio. Euro trägt, davon 1,2 Mio. für ein neues Familienzentrum in Holthausen, das im Januar eröffnet wird. 2011 geht zu Ende, die Zeit zum Durchatmen ist aber nur kurz, denn so viel steht schon fest: Mit drei Ersatzbauten für bestehenden Einrichtungen, zahlreichen Umbauten und einer Neueröffnung wird auch 2012 wieder ein turbulentes Bau-Jahr.

Stefanie Walther
Abteilungsleiterin Tageseinrichtungen und Tagespflege für Kinder



Jeder hat eine Chance Walter Kils-Hütten gibt Computerkurse im Horizont

„Mir geht es gut. Das Leben hat es wirklich gut mit mir gemeint. Und darum möchte ich etwas zurückgeben.“ Ein häufiges Motiv für das Ehrenamt. Walter Kils-Hütten gibt allerdings sehr viel zurück. Obwohl er mit 76 Jahren nicht mehr der Jüngste ist, engagiert er sich auf den unterschiedlichsten Feldern. Für Wohnungslose. Für Kunst im Bahnhof. Für die Aufwertung des Stadtteils City-Ost. Und auch immer noch für seinen Verlag, den Lehrmittelverlag Hagemann, in dem er nun schon seit 56 Jahren tätig ist. Er engagiert sich mit viel Lebenszeit und mit Herzblut.

Für ihn ist der Umgang mit dem Rechner selbstverständlich, sogar bei Facebook ist er dabei

Walter Kils-Hütten geht noch täglich in sein Büro in der Karlstraße, 5. Stock, 60er-Jahre-Flair. Sofaecke, Gummibaum, großer Besprechungstisch mit gelb gepolsterten Stühlen, an der Wand Biologie-Schaubilder und goldgerahmte Fotos der Verlagsgeschäftsführer der letzten 80 Jahre. Der schlanke Senior arbeitet seit seiner Studentenzeit im Verlag seines Onkels. Er studierte Volkswirtschaft, machte 1959 sein Examen und war mit 26 Jahren bereits Prokurist. Auch heute noch, lange nach seiner Pensionierung, ist er jeden Vormittag hier, kümmert sich um die Mieter, räumt auf, surft im Internet, liest. Bis mittags: „Dann kümmere ich mich um meine anderen Aufgaben.“ Das sind viele: Seit zehn Jahren gibt Walter Kils-Hütten Computerkurse im Horizont, der Tagesstätte für Wohnungslose der Diakonie. „E-Mail-Lose‘ sage ich immer, nicht Wohnungslose, denn wer heutzutage keine E-Mail-Adresse hat, hat schlechte Karten“, so der Computerfachmann. Im Horizont zeigt er den Kursteilnehmern, wie man eine webgestützte E-Mail einrichten kann, führt sie in die Grundlagen von Word und Excel ein und klärt sie über die vielen Möglichkeiten des Internets auf, aber auch über seine Gefahren. „Es macht mir einfach Spaß, Menschen etwas beizubringen. Mein Vater war Lehrer, vielleicht hab ich ja ein bisschen was von ihm mitbekommen.“ Für ihn ist der Umgang mit dem Rechner selbstverständlich, eher selten für Männer seiner

Generation. Sogar bei Facebook ist er dabei, auch das erklärt er seinen Schützlingen, mit denen es das Leben nicht so gut gemeint hat. Mit den Computerkenntnissen vergrößern die Teilnehmer ihre Chance zumindest ein bisschen, wieder auf dem Arbeitsmarkt Fuß zu fassen. „Denn jeder hat eine Chance, auch wenn er noch so schlechte Voraussetzungen mitbringt“, meint Kils-Hütten.

Wenn er nicht gerade ehrenamtlich im Horizont arbeitet, mischt der 76-Jährige beim Projekt „Kunst im Bahnhof“ mit, das von der Bahnhofsmision initiiert wurde, oder engagiert sich bei der ISG, der Immobilien- und Standortgemeinschaft City-Ost, die den Stadtteil rund um den Hauptbahnhof wieder attraktiver und lebenswerter, sauberer und sicherer machen möchte. „Man muss seine grauen Zellen auf Trab halten, wenn man einigermaßen fit bleiben will“, ist sich der Volkswirt sicher, „ein bisschen Kreuzworträtsel lösen reicht da nicht.“ Zum Entspannen von all den Ehrenämtern verbringt er Zeit mit der Familie und mit Freunden, besucht mit seiner Frau Düsseldorf Kunstaussstellungen oder reist mit ihr. Ja, ein erfülltes Leben führe er. „Solange ich das alles kann, möchte ich meine Ehrenämter auch noch weitermachen. Als kleines Dankeschön an das Leben sozusagen.“

Martina Peters

Gedenkstein Diakonie dankt Testament-Spendern



Im Stillen war die Diakonie ihnen schon immer dankbar – sehr dankbar sogar: Menschen, die ihr Vermögen oder einen Teil davon der Diakonie vererben, damit diese es für soziale Zwecke in Düsseldorf einsetzen kann. Eine Testament-Spende ist etwas ganz Besonderes, zeigt sie doch das starke Vertrauen, das eine Spenderin oder ein Spender oft über Jahre in die Arbeit der Diakonie Düsseldorf behalten oder immer wieder neu gewonnen hat.

Viel haben Testament-Spenderinnen und -Spender mit ihrer finanziellen Unterstützung schon für Menschen, die dringend Hilfe brauchen, bewirkt. Und schon länger gab es Überlegungen, die Dankbarkeit dafür deutlich nach außen zu zeigen. Der Bildhauer Fritz Meyer aus Düsseldorf hat ihr nun eine Form gegeben: mit einem Gedenkstein aus edlem, schwarzgrauem Granit. Aus einem rohen Block entstand in seinem Atelier in der Itterstraße die schlichte Gestalt des Steins, der jetzt auf dem Platz der Diakonie errichtet wurde, direkt vor dem gläsernen Eingang des Elisabeth-Hauses. Hier sind alle Seiten des Denkmals, das die Namen der Spender der letzten zehn Jahre trägt, im Blick.

So ist ein markantes Zeichen entstanden, das an ganz besondere Menschen erinnert, von denen viele eine anonyme Bestattung wählten. Auf dem Stein ist noch Platz für weitere Namen – damit zukünftige Spenderinnen und Spender gewiss sein können, dass ihr Andenken wertgehalten wird.

Anne Kolvenbach

Lichtblick für Lisa Spenden helfen in Hassels-Nord



Lisa ist 23, arbeitslos und alleinerziehende Mutter. Als sie zum ersten Mal zur Diakonie kommt, weiß sie gar nicht, wo sie anfangen soll zu erzählen. Bei den vielen vergeblichen Versuchen, eine Arbeit zu finden, die sich mit ihren Mutterpflichten vereinbaren lässt? Bei der seit zwei Wochen kaputten Heizung in ihrer Wohnung? Bei der Hoffnungslosigkeit, die sie lähmt?

Da, wo Lisa mit ihrer Tochter Mia lebt, geht es vielen Menschen so wie ihr. Hassels-Nord gehört zu den besonders stark belasteten Stadtteilen in Düsseldorf und erlangte durch desolate Wohnverhältnisse traurige Berühmtheit. Mitten in diesem Viertel setzen sich die Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter der Diakonie dafür ein, dass Menschen neuen Mut fassen und ihr Leben wieder in die Hand nehmen. Schritt für Schritt gehen sie mit ihnen die Probleme an, so auch mit Lisa. Mit dieser Hilfe hat Lisa jetzt sogar einen Arbeitsplatz gefunden. Für Tochter Mia hat die Diakonie eine „Ersatzoma“ vermittelt, denn ihre eigene Großmutter wohnt weit weg. Die beiden spielen zusammen, malen und basteln.

In diesem Winter bittet die Diakonie um Spenden für Menschen wie Lisa, die in Hassels-Nord unter schwierigen Voraussetzungen darum kämpfen, sich und ihren Kindern eine Zukunft aufzubauen. Mit Hilfe von Spenden wird zum Beispiel Kinderbetreuung ermöglicht, während die Eltern sich fortbilden. Spenden kann man unter dem Stichwort „Lichtblick für Lisa“ an die Diakonie, Spendenkonto 10 10 57 57, Stadtparkasse Düsseldorf, BLZ 300 501 10.

Rita Schulz
Leiterin Fundraising

Leib und Seele Spendenaktion für Kinder

Erst in den Gottesdienst, dann ins Wirtshaus – so war es früher für viele Kirchgänger üblich. Wenn die Seele sich an der Predigt genährt hat, soll es auch dem Leib an nichts mangeln. Rolf Klostermeier, der das Restaurant „Brauerei Zum Schiffchen“ in der Altstadt führt, belebt diese Tradition nun schon zum fünften Mal gemeinsam mit Kirchenrat Rolf Krebs vom Evangelischen Büro NRW – mit einem „Abend für Leib und Seele“. Am 1. Dezember sind etwa 150 Gäste aus Kirche, Politik und Gesellschaft zum Gottesdienst in die Neanderkirche eingeladen, bei dem es ums Thema „Geld macht Gier“ geht.

Dass Geld aber nicht unbedingt Gier erzeugt, sondern auch den Wunsch bewirken kann, es mit anderen zu teilen, stellen die Gottesdienstbesucher beim anschließenden Mahl im „Schiffchen“ unter Beweis. „Jedes Jahr unterstützen wir gemeinsam ein Projekt, das Kindern in Düsseldorf hilft“, sagt Rolf Klostermeier. „Denn dass es Kindern gut geht, ist uns das Wichtigste.“ In diesem Jahr haben er und Kirchenrat Krebs erneut ein Projekt der Diakonie ausgewählt: „Der schönste Tag meines Lebens“ setzt Spenden dafür ein, dass auch Kinder aus Familien mit sehr geringem Einkommen frohe Ferien erleben. Ein Ausflug in einen Kletterpark, ein Nachmittag im Zoo oder im Aktivbad – das sind ganz besondere Erlebnisse für die Kinder. Mit dem äußerst knappen Familienbudget wären sie nicht zu verwirklichen. „Unsere Gäste und wir sind froh, dass wir hier helfen können“, sagen Rolf Krebs und Rolf Klostermeier.

Susanne Schwendtke

Ein Brief an namhafte Düsseldorfer Bürger Wie Ute Huneke 1978 für den Fördererkreis der Diakonie gewonnen wurde

Viele innovative Projekte haben die Mitglieder des Fördererkreises in über 30 Jahren auf den Weg gebracht. Das erste war das „treff-mobil“ – ein ausgebauter VW-Bus, der durch Düsseldorf fuhr, um Menschen die Hilfsangebote der Diakonie nahezubringen. Aktuell werden „Stadtteilmütter“ gefördert, die zugewanderten Familien bei der Integration helfen, und Betreuungsgruppen für demenziell Erkrankte, die deren Angehörige entlasten

Es fing an mit einem Brief, den Ute Huneke 1978 erhielt. Über die Diakonie wusste sie damals so gut wie nichts. Aber den Absender des Briefes, den kannte sie gut. Und schätzte ihn. Walter Kobold hieß er und war seit kurzem Vorsitzender der Diakonie bzw. des Evangelischen Gemeindedienstes Düsseldorf. Außerdem war er nicht nur ein Schulfreund, sondern in der Unternehmensführung auch die „rechte Hand“ von Konrad Henkel. „Man holte damals Fachleute aus der freien Wirtschaft in kirchliche Einrichtungen“, erzählt Ute Huneke. „Sie wollten die Kirchenvertreter beraten und Wirtschaftskompetenz einbringen.“

Und was schrieb Walter Kobold an Ute Huneke? Dass er sie einlade, sich in einem „Fördererkreis aus namhaften Düsseldorfer Bürgern“ für die Ziele der Diakonie zu engagieren – und damit für etwa 1.200 hilfebedürftige Menschen, die die Diakonie damals hauptsächlich in stationären Einrichtungen betreute. Es gehe ihm nicht nur um Spenden, schrieb Walter Kobold, sondern um ein aktives Engagement. Ute Huneke nahm die Einladung an. Seitdem ist sie dabei, und zwar äußerst aktiv: Außer im Fördererkreis engagiert sie sich auch im Kuratorium der Diakonie. Sie machte vor 15 Jahren die Gründung des TrebeCafés möglich und fördert dessen Arbeit jährlich mit einer großen Spende. „Ich bin aufgewachsen in dem Bewusstsein, dass soziales Engagement zum Leben gehört“, sagt sie. „In meiner Familie empfinden wir eine gesellschaftliche Verantwortung.“ Ihr sei es dabei immer wichtig, sich einer Einrichtung oder einem Projekt, das sie fördert, innerlich verbunden zu fühlen.

Ute Huneke ist also genau die Persönlichkeit, die Walter Kobold sich für seinen Fördererkreis wünschte. Da sei sie aber beileibe nicht die einzige, sondern nur ein Beispiel von vielen, lacht sie. Wie vom Gründer geplant, ist ein ganzes Spektrum von Experten im Fördererkreis vertreten. Außer mit regelmäßigen Spenden engagieren sie sich auch beratend für die Diakonie, etwa wenn es um Immobilien- oder Finanzplanungsfragen geht. Eines macht Ute Huneke allerdings Sorgen: Mit dem Nachwuchs tue man sich schwer. „Jetzt wären doch eigentlich die 40-Jährigen dran. Aber es gelingt uns kaum,



sie für unsere Sache zu gewinnen.“ Sich langfristig aktiv einzubringen, liege dieser Generation offenbar viel ferner als ihrer eigenen, so Ute Huneke. Wie die anderen 47 Mitglieder des Fördererkreises hat sie es mit Briefen wie dem, den Walter Kobold 1978 schrieb, versucht. „Aber die Verjüngung unseres Kreises steht noch aus.“ Die Mittel des Fördererkreises werden immer eingesetzt, um ein innovatives soziales Projekt auf den Weg zu bringen – bis es sich nach zwei bis drei Jahren so weit bewährt hat, dass sich ein dauerhafter Kostenträger findet. Die jährlichen Mitgliederversammlungen, die Wolfram Combecher von der Commerzbank Düsseldorf leitet, finden immer in einer der vielen verschiedenen Diakonie-Einrichtungen statt. Auch das sei sehr im Sinne des Gründers, findet Ute Huneke: „So bekommt man einen direkten Eindruck von der sozialen Arbeit. Und für die Mitarbeitenden ist es wichtig, dass sie uns ihre Projekte persönlich vorstellen können.“

Susanne Schwendtke

Weil die Themen stets dieselben sind Erziehungsberatung soll „normal“ werden

Im Juni eröffnete in Oberkassel die fünfte Ev. Beratungsstelle für Ehe-, Familien-, und Lebensfragen der Diakonie. Auch in der Altstadt, in Benrath, Flingern und Kaiserswerth gibt es Ev. Beratungsstellen. Ob es um Streit in der Ehe geht, um Themen wie Sexualität, Tod, Gewalt oder Einsamkeit, den Sinn des Lebens oder religiöse Fragen – Familien, Paare und jeder Einzelne werden einfühlsam und ohne bürokratischen Aufwand beraten



Wie setze ich meinem Kind Grenzen? Wie lehre ich es einen angemessenen Umgang mit Medien? Wie viel Taschengeld soll es bekommen? Nicht nur wer Kinder hat, kennt die vielen Fragen, die Kindererziehung aufwerfen kann. Aber was tun, wenn man mal nicht weiterweiß? Wenn es zu Hause nur noch Streit gibt oder das Kind in der Schule Ärger hat oder man sich schlicht und einfach mit allem überfordert fühlt? Für all die vielen Fragen rund um Familienleben und Erziehung versuchen die Evangelischen Beratungsstellen der Diakonie, gemeinsam mit Eltern und Kindern Antworten zu finden. Seit über 50 Jahren tun sie dies im Auftrag der evangelischen Kirche, seit nunmehr sechs Jahren in der Trägerschaft der Diakonie. Und seit Sommer dieses Jahres gibt es nun auch eine linksrheinische Beratungsstelle, an zentraler Stelle in Oberkassel gelegen. Die Leiterin Brigitta Knoch und ihr Team freuen sich über freundlich und einladend renovierte Räumlichkeiten – ein wichtiger Faktor, damit Rat suchende Menschen sich wohlfühlen können. Und Menschen mit Fragen und Problemen gibt es natürlich auch auf der linken Rheinseite. Zwar mögen sich dort zum Teil andere konkrete Probleme als beispielsweise in Flingern zeigen, so Knoch. Aber die grundlegenden Themen,

vor allem in Sachen Kindererziehung, seien dieselben. Letztlich gehe es immer darum, wie die Beziehungen zwischen Eltern und Kindern gestaltet werden, um Kindern Halt und Orientierung zu geben.

**Durch möglichst viele
Kontaktpunkte Schwierigkeiten
möglichst früh erkennen**

Bedauerlicherweise sei die Hemmschwelle bei Müttern und Vätern aber immer noch hoch, sich bei Erziehungsproblemen Hilfe von Fachleuten zu holen. Das ist einer der Gründe dafür, dass die Beratungsstellen seit drei Jahren regelmäßige Sprechstunden in Familienzentren anbieten. Damit schaffen sie nicht nur Nähe zu den Eltern, sondern auch zu Erzieherinnen und Erziehern, die ebenfalls von der Beratungskompetenz profitieren. Durch möglichst viele Kontaktpunkte sollen Schwierigkeiten möglichst früh erkannt werden – ein präventiver Ansatz, der ungünstigen Entwicklungen vorbeugen soll. Die Präsenz in Familienzentren wird kontinuierlich ausgebaut, damit Erziehungsberatung etwas ganz „Normales“ werden kann. „Alle Menschen haben in der Regel die Fähigkeiten, die sie brauchen, um ihre Probleme zu meistern“, sagt Brigitta Knoch, „manchmal ist nur der Zugriff auf diese Ressourcen blockiert. Wir unterstützen

dann darin, diese verschütteten eigenen Kräfte wieder nutzbar zu machen, um Krisen selbst zu bewältigen.“ Die Beratung ist kostenfrei und ziel- und lösungsorientiert, benötigt im Schnitt nur vier bis fünf Sitzungen – weitere gute Gründe, etwaige Hemmschwellen zu überwinden. Wer das einmal getan hat, dem liegt es dann auch nahe, wiederzukommen, wenn es im Familienleben erneut Schwierigkeiten gibt – in Zeiten von Postmoderne und Patchworkfamilie keine Seltenheit. Und wo Probleme fast schon normal zu sein scheinen, sollten Lösungen es erst recht sein.

Manuel Falkenberg

Atmosphäre des Akzeptierens Das Ernst-Lange-Haus löst den Treffpunkt Reisholz ab

Wie kann sich die Glaubwürdigkeit Gottes in der Welt erweisen? Der 1974 gestorbene protestantische Theologe Ernst Lange war der Meinung, dass die Kirche sich, um diese Frage zu beantworten, auf das Leben und die Wirklichkeit der modernen Welt einlassen müsse. Im sozial belasteten Stadtteil Hassels-Nord ist die Wirklichkeit für viele Bewohnerinnen und Bewohner eine eher triste. Menschen aus vielen Ländern leben auf engem Raum zusammen, schwierige individuelle Lebenssituationen werden durch den notorisch schlechten Zustand der Wohnimmobilien noch verstärkt. In diesem herausforderungsreichen Umfeld ist die Diakonie Düsseldorf seit langem präsent und leistet im Treffpunkt Reisholz – der Name rührt von einer früheren Adresse her – erfolgreiche soziale Arbeit. Die soll nun erweitert und vertieft werden, wenn nächstes Jahr der Umzug in neue Räumlichkeiten erfolgt sein wird. Als man die suchte, wurde man in der Nähe fündig: Das in Steinwurfweite gelegene ehemalige Gemeindehaus samt Verkündigungskirche werden zurzeit nach den Bedürfnissen der geplanten Angebote umgebaut und im März als Ernst-Lange-Haus wiedereröffnet.

Dass diakonisches Handeln sich dort noch besser auf die Wirklichkeit der Menschen einlassen kann, ist auch der Architektur geschuldet. Das charaktervolle 80er-Jahre-Gebäude beherbergt in seinem großzügig angelegten Innenbereich einen zentralen Platz, der als Ort der Begegnung und des Austauschs dienen soll, aber auch für Veranstaltungen und Ausstellungen bestens geeignet ist. Von diesem „Marktplatz“ genannten Zentrum gehen mehrere Räume für Gruppenarbeit ab, die ihre Bestimmung im Namen tragen. Im „Raum der Kulturen“ werden sich Menschen unterschiedlicher Herkunft in einer Atmosphäre des Akzeptierens und Achtsams begegnen und in einen interkulturellen und –religiösen Dialog treten. Der „Raum der Vereine“ nimmt nicht nur veritable Vereine, wie „Raduga Düsseldorf Zentrum für russisch-deutsche Kultur e.V.“ auf, sondern alle Menschen, die sich zusammentun und etwas gestalten, die Initiative zeigen wollen. Der „Raum für Eltern und Kinder“ schließlich trägt dem Umstand Rechnung, dass



im Stadtteil überdurchschnittlich viele Familien mit Kleinkindern wohnen. Die können hier an Elternseminaren und Eltern-Kind-Gruppen teilnehmen und das Kinderspielangebot des beliebten Oma-Ersatz-Dienstes nutzen.

Die Hauptzielgruppe des Ernst-Lange-Hauses bleiben wie schon im Treffpunkt Reisholz die Familien, durch die Unterstützung der Eltern soll die Zukunft der Kinder gesichert werden. Neben diakonischem Handeln also ein klassischer Fall von Familienbildung – aber auch bewusste politische Arbeit. Es geht um nichts weniger als Chancen- und Bildungsgerechtigkeit, um Teilhabe an Gesellschaft. Das Motto „Miteinander leben, miteinander lernen“ soll übrigens nicht nur für das Ernst-Lange-Haus gelten: Auch die guten Kooperationen mit anderen Einrichtungen im Quartier, wie dem Familienzentrum, dem Jugendclub und dem „zentrum plus“, sollen ausgebaut werden. Und das Einzugsgebiet darf sich quasi mit den Räumlichkeiten vergrößern – mindestens bis Reisholz soll das neue Zentrum ausstrahlen.

Manuel Falkenberg

Jeder kann in wirtschaftliche Not geraten Die Evangelische Schuldnerberatung wird Teil der Diakonie



Ab Januar wird die „Lebensberatung für Langzeitarbeitslose und Schuldnerberatung e. V.“ (LfL) zur „Evangelischen Schuldnerberatung“ und Teil der Diakonie. Wie und wann ist die LfL entstanden?

Der Verein wurde im September 1989 gegründet als funktionaler Dienst des ehemaligen Kirchenkreisverbandes Düsseldorf. Von Anfang an haben wir eng mit den Kirchengemeinden zusammengearbeitet. Auf der Grundlage eines Kooperationsvertrags mit dem Arbeitslosenzentrum Düsseldorf wurde unser Beratungsangebot in die Strukturen der Hilfen für Arbeitslose integriert.

Wie viele Menschen arbeiten bei der Schuldnerberatung, und wie sieht ihre Arbeit aus?

Zurzeit sind wir sechs hauptamtliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Mit der Schuldnerberatung helfen wir erst mal, finanzielle Notsituationen zu überwinden, setzen uns dann aber auch mit den sozialen und psychischen Folgen der Überschuldung auseinander. Weitere Schwerpunkte unserer Arbeit sind die Verbraucherinsolvenzberatung sowie präventive Angebote zur Vermittlung von Kompetenzen im Umgang mit Geld für Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene.

Sie arbeiten also nicht nur im Beratungszimmer, sondern auch draußen, vor Ort?

Ja, bei der Prävention gehen wir in die Schulen, von Grundschulen bis in zehnte Klassen und Berufsschulen. Und wir gehen in Familienzentren, Jugendfreizeiteinrichtungen sowie in die „zentren plus“. Außerdem bieten wir telefonische Sprechstunden für die Schuldnerberatung an, um möglichst viele Menschen zu erreichen. Die Hemmschwelle für eine Beratung soll so niedrig wie möglich sein.

Wer sind die Menschen, die bei Ihnen Rat suchen? Was können Sie für sie tun?

Bei der Schuldnerberatung haben wir mit Menschen aus allen Gesellschaftsschichten zu tun. Sie sind in wirtschaftliche Not geraten, in der Regel durch Arbeitslosigkeit, reduzierte Arbeit, Scheidung oder Trennung, Krankheit, Unfall, Tod eines Partners oder eine gescheiterte Selbständigkeit. Als Erstes analysieren wir die wirtschaftliche, die persönliche und die psychosoziale Situation eines Menschen. Das heißt, wir führen Gespräche und sichten Material, um uns ein Bild von der individuellen Notlage machen zu können. Dann geht es um Existenzsicherung: Was muss

getan werden, um Schlimmeres zu verhindern? Schließlich erstellen wir individuelle Regulierungspläne, verhandeln mit den Gläubigern und leiten gegebenenfalls ein Verbraucherinsolvenzverfahren ein.

Haben sich die Ratsuchenden im Laufe der letzten 20 Jahre verändert?

Die Menschen selber haben sich nicht verändert, aber ihre Lebensbedingungen haben sich erheblich verschlechtert. Ältere Arbeitslose und Langzeitarbeitslose haben heute kaum noch die Möglichkeit, wieder dauerhaft in die Erwerbstätigkeit zurückzukehren. Aufgrund sinkender Realeinkünfte sind selbst erwerbstätige Ratsuchende kaum noch in der Lage, kontinuierliche Rückzahlungen zur Schuldentilgung zu leisten, so dass häufig nur das sechsjährige Verbraucherinsolvenzverfahren als Ausweg bleibt.

Was ist gut daran, zukünftig Teil der Diakonie zu sein?

Wir gehören ja schon länger zur Abteilung Diakonie des Kirchenkreises. Dadurch arbeiten wir eng mit verschiedenen Einrichtungen der Diakonie zusammen: mit der Wohnungslosenhilfe und dem Betreuungsverein, mit den Familienzentren, den „zentren plus“ und den Offenen Ganztagschulen. Als „richtiger“ Teil der Diakonie möchten wir uns noch besser vernetzen und positive Synergieeffekte schaffen.

Eva Trube leitet die Evangelische Schuldnerberatung, das Interview führte Manuel Falkenberg

Raus ans Meer 20 Frauen und Männer mit psychischen oder Suchtkrankheiten fuhren gemeinsam nach Texel



Fünf Tage Holland am Meer – das ist der Standard-Kurzurlaub für viele Düsseldorf. Aber nicht für 20 Klientinnen und Klienten des betreuten Wohnens für Suchtkranke und psychisch Kranke der Diakonie. Für sie war die gemeinsame Reise nach Texel, die sie im September mit fünf Betreuerinnen und Betreuern unternahmen, eher eine Herausforderung – und etwas ganz Besonderes. Denn gerade Menschen mit psychischen Erkrankungen leiden oft unter starken Ängsten und verlassen die Sicherheit ihrer vertrauten Umgebung nur ungern. So sind für viele der insgesamt ca. 100 Klientinnen und Klienten des betreuten Wohnens fünf Tage in Holland undenkbar. Doch für diejenigen, die sich die Reise zutrauten, war sie ein großer Gewinn – an schönen Eindrücken, körperlicher Fitness, Kontakten und Erfolgserlebnissen.

In vier Ferienhäusern versorgten die Urlauber sich weitgehend selbst, kauften ein, kochten und aßen abends zusammen. Tagsüber gab es begleitete, gemeinsame Aktivitäten: Fahrradtouren, Strandwan-

derungen, manch einer ging sogar schwimmen im Meer. Die Organisation der kleinen Hausgemeinschaften war für die Teilnehmenden ebenso eine Horizont-erweiterung wie die Unternehmungen in der großen Gruppe. Möglich wurde die Texel-Fahrt durch die Förderung der Stiftung für Diakonie Düsseldorf.

Susanne Schwendtko

„Ich hatte mir gewünscht, endlich einmal rauszukommen. Am Meer Fahrrad zu fahren, das war für mich der Inbegriff der Freiheit. Allein, ohne Betreuer, würde ich nie wegfahren, dazu habe ich zu starke Ängste. Zwei Muscheln habe ich vom Strand mitgebracht, die liegen jetzt auf meiner Fensterbank. Hätte ich diese Reise nicht erlebt, würde mir etwas fehlen.“

Barbara, 39 Jahre

„Ich bin ein scheuer Mensch, ein Einzelgänger. In der Gruppe auf andere Menschen zuzugehen, hat mir gutgetan. Ich habe mich von einer anderen Seite kennengelernt. Es war sehr harmonisch in dem Ferienhaus, in dem ich untergebracht war. Abends haben wir gemeinsam gekocht. Wir haben uns gut verstanden.“

Joachim, 52 Jahre

„Ich war mit meinen 77 Jahren die ‚Altersvorsitzende‘. Es sind auch viele junge Leute mitgefahren, das war gut. Das Zimmer habe ich aber mit einer Frau in meinem Alter geteilt. Es war so schön, in der Sonne am Strand spazieren zu gehen. Und abends gab es einen wunderbaren Sternenhimmel.“

Gerhild, 77 Jahre

„Für unsere Klientinnen und Klienten heißt so eine Gruppenfahrt: Raus aus der Isolation. Die meisten, die mit dabei waren, freuen sich jetzt schon aufs nächste Jahr. Dann wollen wir, wenn es die finanziellen Mittel erlauben, wieder eine Gruppenreise anbieten. So erleben Menschen, die allein niemals verreisen könnten, einmal im Jahr ganz besondere Tage am Meer.“

Alexander Ritter, 41, und Stefanie Emerich, 36, die die Gruppe begleitet haben

Beweglich statt fixiert Um Stürze zu vermeiden, sollte man kreativ und mutig sein



Freiheitsentziehende Maßnahmen – der Ausdruck klingt erschreckend. Doch er bezeichnet etwas, das in der stationären Pflege lange alltäglich war: Fixierung. Das Gitter an der Seite des Bettes oder das Tischchen, das Rollstuhlfahrern vor den Bauch geklappt wird, gehören ebenso dazu wie Gurte, mit denen Menschen in ihrem Bett festgebunden werden. Dahinter steckt in der Regel eine gute Absicht: Man will pflegebedürftige Menschen vor gefährlichen Stürzen bewahren. So stark ist auch bei vielen Angehörigen und Pflegebedürftigen selbst die Angst vor Stürzen, dass eine naheliegende Frage lange nicht gestellt wurde: Sind Fixierungen überhaupt geeignet, Verletzungen durch Stürze zu vermeiden? Immer mehr Untersuchungen ergeben: Sie sind es nicht.

Die Diakonie hat bereits 2004 einen anderen Weg eingeschlagen, um das Risiko sturzbedingter Verletzungen zu senken. Er führt über Bewegung. Nicht wer fixiert ist, sondern wer sich regelmäßig bewegt und dabei seine Muskulatur ebenso stärkt wie seinen Gleichgewichtssinn, der stürzt erstens nicht so leicht. Zweitens verletzt er sich bei Stürzen weniger. Drittens scheidet ein Risiko aus: Dass dieser Mensch sich beim Überklettern einer Barriere oder durch falsch befestigte Gurte besonders schwer verletzt.

„Beweglich statt fixiert“ – unter diesem Titel stand ein Fachtag, den die Diakonie im Oktober für alle Akteure der Pflege in Düsseldorf veranstaltete. Fachleute aus Pflegeforschung und -praxis, Jura, Medizin und Ethik stellten Möglichkeiten vor, freiheitsentziehende Maßnahmen zu reduzieren. Für viele Teilnehmende waren die Vorträge und Diskussionen ein wahres Aha-Erlebnis, lassen sich Fixierungen doch unerwartet leicht vermeiden. So führen etwa immer mehr Einrichtungen Niedrigbetten ein. Gitter, die ein Pflegebedürftiger zu brauchen meint, können oft durch eine einfache Schwimmmatratze ersetzt werden. Manchmal reicht es, die Position des Bettes im Zimmer so zu verändern, dass sie der Raumanordnung entspricht, die dem Pflegebedürftigen von früher vertraut ist – und schon liegt er sicherer. Kreativität ist gefragt und der Mut, unkonventionelle Lösungen zu finden. Darin schult und bestärkt die Diakonie ihre Pflegekräfte mit Erfolg.

Man muss sich klarmachen, dass eine Fixierung keine harmlose Sicherheitsvorkehrung ist, sondern ein tiefer Eingriff in die Rechte eines Menschen, der richterlich angeordnet werden muss. Sollte solch eine Maßnahme nicht nur dort angewendet werden, wo sie nach gründlicher Prüfung unvermeidlich ist? Davon sind die Diakonie, aber auch immer mehr Akteure in der Pflege überzeugt. Und es gibt vorbildliche kommunale Initiativen: In Garmisch-Partenkirchen beispielsweise prüfen geschulte Pflegekräfte jeden Fall, der einem Richter zur Anordnung einer Fixierung vorgelegt wird. In den Einrichtungen suchen sie gemeinsam mit den Mitarbeitenden zunächst nach einer anderen Lösung. Ergebnis: In Garmisch werden fast keine Fixierungen mehr angeordnet. Für solche Ansätze zeigte sich auf dem Fachtag auch die Stadt Düsseldorf offen. Gemeinsam wird man weiter daran arbeiten, dass pflegebedürftige Menschen beweglich bleiben.

Beate Linz
Geschäftsbereichsleiterin
Leben im Alter

Dr. Nada Ralic
Qualitätsmanagement-Beauftragte

Entspannte Abholzeiten und mehr Übernachtungsplätze Pflegerische Angehörige verdienen die größtmögliche Entlastung



Familie ist da, wo Kinder sind? Stimmt. Aber zunehmend gehört es auch zum Familienleben, einen pflegebedürftigen Angehörigen zu versorgen. Wer dann Beruf und Familie unter einen Hut bringen will, braucht also nicht nur Kindergartenplätze und offene Ganztagschulen, sondern auch die Möglichkeit, einen Angehörigen außer Haus betreuen zu lassen. Dazu gibt es die Tagespflege, meist bis 16 oder 17 Uhr. Doch fast alle Berufstätigen kennen die Sorge: Schaffe ich es heute, pünktlich wegzukommen? Selbst wenn man es rechtzeitig schafft, bedeutet Feierabend oft, schnell zur Kita zu hetzen, um den Jüngsten abzuholen. Dann schnell weiter zur Tagespflege, um die Mutter einzusammeln. Ein Stau oder eine ausgefallene Straßenbahn – und der ganze enge Zeitplan läuft aus dem Ruder.

Eine Tages- und Nachtpflege, die man genau dann in Anspruch nimmt, wenn man sie braucht

„Wir haben uns gefragt: Was brauchen unsere Kunden wirklich?“, sagt Beate Linz, Geschäftsbereichsleiterin Leben im Alter bei der Diakonie. Nur wenn pflegerische Angehörige so gut es geht entlastet würden, könnten Menschen lange zu Hause versorgt werden. „Es ist eine gesamtgesellschaftliche Auf-

gabe, das sicherzustellen.“ Ergebnis der Überlegungen ist maximale Flexibilität: eine Tages- und Nachtpflege, die man genau dann in Anspruch nehmen kann, wenn man sie braucht. Sie ist an fünf Wochentagen rund um die Uhr geöffnet. Ob man nun sechs Stunden Betreuung am Vormittag braucht oder vier Stunden am Abend oder die ganze Nacht bleibt – alles ist frei wählbar. Lediglich einen Mindestaufenthalt von vier Stunden gibt es. „Damit es für unsere Gäste nicht zu unruhig wird“, erläutert Linz. „Und damit unsere Mitarbeitenden auch Zeit haben, Aktivitäten anzubieten und auf die Menschen einzugehen.“ Zunächst ist die 24-Stunden-Öffnung ein Modellversuch in der Diakonie-Tagespflege Garath. Hier gibt es schon seit 2003 auch eine Nachtpflege, die bislang von 18 bis 24 Uhr geöffnet hatte und zusätzlich bis zu zwei Übernachtungsplätze anbieten konnte. Die festen Bring- und Abholzeiten kamen durch das übliche Abrechnungsverfahren mit den Kostenträgern zustande. „Wir mussten viele bürokratische Hürden nehmen, um das System flexibler zu machen“, sagt Beate Linz. „Aber die Kostenträger waren sehr bereit, mit uns zusammen etwas Neues zu entwickeln.“ Neues kommt auch auf die Mitarbeitenden zu. Zwar wird sich an ihren

Arbeitszeiten kaum etwas ändern, aber bei der Tagesgestaltung muss in Zukunft stärker berücksichtigt werden, dass Gäste den gesamten Tag über gebracht und abgeholt werden. Danuta Schmela, die die Tages- und Nachtpflege leitet und das neue Konzept mit entwickelt hat, ist zuversichtlich, dass sich die neuen Abläufe gut einspielen werden: „Zwar betreten wir Neuland, aber wir rechnen mit der Hauptauslastung nach wie vor um die Mittagszeit.“ Und statt bis 17 Uhr würden nun mehr Gäste bis 18 oder 19 Uhr bleiben. Doch das sei ja auch für die Mitarbeitenden eine Entlastung, nicht nur für die Angehörigen. „So ist sichergestellt, dass die Gäste in aller Ruhe pünktlich abgeholt werden.“

Susanne Schwendtke

Vielen Menschen konnte ihr Wunsch erfüllt werden Die Behindertenhilfe der Diakonie ist von einer Vision getragen



Herr Wiggers, Sie haben im Oktober ein neues Haus eröffnet und zehnjähriges Jubiläum gefeiert. Wie ging es vor zehn Jahren los mit IGL, mit „In der Gemeinde leben“?

Im Matthias-Claudius-Haus auf der Stargarder Straße in Hassels lebten damals 55 Menschen – ziemlich viele an einem Ort, und viele davon mit besonders hohem Hilfebedarf. Neu waren für mich auch die Menschen mit erworbenen Hirnschäden.

Was heißt „besonders hoher Hilfebedarf“?

Viele Menschen mit geistiger Behinderung haben in ihrer Sozialisation nicht dieselben Kulturtechniken wie ein „normal“ aufwachsendes Kind erlernt. Sie beherrschen bestimmte kulturelle Fertigkeiten nicht, und ihre Verhaltensweisen werden als unangepasst bis aggressiv erlebt. Außerdem sind gut 50 Prozent unserer Klientel in den stationären Einrichtungen nicht in der Lage, verbal zu kommunizieren, und müssen ihre Bedürfnisse, Wünsche und Sorgen anders ausdrücken. Die so entstehenden

Verständnisprobleme sind eine echte Herausforderung für beide Seiten.

Am Anfang von IGL stand die Vision, das große Haus zu öffnen und mit den Bewohnern in die Welt rauszugehen. Wie sind Sie mit dieser Herausforderung umgegangen?

Ich habe diese Vision als Ideal aufgefasst, auf das wir uns hinentwickeln wollten. In meiner beruflichen Laufbahn hatte ich von Heimbewohnern schon oft den Satz gehört: „Ich möchte ganz normal leben, wie die anderen auch, in meiner eigenen Wohnung.“ Und genau das hatte ich als Konzept von IGL schriftlich vorgefunden. Von Anfang an konnte ich also alles dafür tun, so vielen Menschen möglich wie den Wunsch nach einem Leben in der eigenen Häuslichkeit zu erfüllen.

Was ist aus dieser Vision geworden? Was hat gut geklappt in den letzten zehn Jahren, was weniger?

Heute können wir sagen: Vielen Menschen konnte dieser Wunsch erfüllt

werden. Sie leben heute nicht mehr in einem Heim mit einem durchstrukturierten Tagesablauf, sondern in der eigenen Häuslichkeit – von den 55 aus der Stargarder Straße dürfte das etwa die Hälfte sein. Insgesamt betreuen wir knapp 100 Menschen ambulant, also deutlich mehr als unsere 62 stationären Plätze. Für meinen Geschmack könnte sich das Verhältnis noch mehr in Richtung ambulant entwickeln, aber im Vergleich zur klassischen Behindertenhilfe mit einem Verhältnis von maximal 50:50 stehen wir wirklich gut da.

Vom Kontakt mit anderen bis zur Hilfe beim Einkauf – wie schaffen Sie es, dem hohen Hilfebedarf der Menschen zu entsprechen?

In den Häusern haben die Bewohner rund um die Uhr einen Ansprechpartner, das ist ja das wesentliche Kriterium von stationären Angeboten. Im ambulanten Bereich versuchen wir, den Bedürfnissen und Wünschen des Einzelnen so präzise wie möglich zu entsprechen. Manche möchten nur zwei-, dreimal die Woche



besucht werden, weil sie ansonsten mit Hilfe von Freunden oder Familie zurechtkommen. Wer nicht so gut in der Lage ist, soziale Netzwerke aufzubauen, dem helfen wir eben verstärkt. Ein wichtiger Teil dieser Hilfe ist es, den Menschen Begegnungen mit anderen Menschen zu ermöglichen, wofür wir über die Stadt verteilte „Kristallisationspunkte“ eingerichtet haben.

Und welche Rolle spielen die Kirchengemeinden dabei?

Wo wir verstärkt tätig sind, haben wir Kontakte zu den Kirchengemeinden aufgebaut und praktizieren ein lebendiges Miteinander. Natürlich freuen wir uns, wenn die Gemeinden auf uns zugehen, aber sie sollten auch etwas davon haben, das sollte ein Geben und Nehmen sein. In Holthausen zum Beispiel wurde im Gemeindehaus ein integrativer Kochkurs durchgeführt, und aus unserer Einrichtung kam ein Mitarbeiter, der gelernter Koch ist – da konnten dann auch die Gemeindeglieder richtig etwas lernen.

In Flingern zündet ein Bewohner des benachbarten Matthias-Claudius-Hauses jeden Sonntag in der Versöhnungskirche die Kerzen an und rückt das Mikrofon gerade. Das mag ein kleiner Dienst sein, aber für den Bewohner ist es eine wichtige Aufgabe, und die Gemeinde kann sich auf ihn verlassen.

Der Name „In der Gemeinde leben“ sollte ja Programm sein. Klappt das?

Wir arbeiten dran. (Lacht.) Zwei Dinge machen das Zusammenleben schwierig. Zum einen brauchen Menschen mit starken Einschränkungen so etwas wie Übersetzungshilfe: für ihre Wünsche, Äußerungen, Bedürfnisse. Wo das nicht gelingt, herrscht Unverständnis – das nur durch Aufklärung und genug „Übersetzer“ überwunden werden kann. Zum anderen ist es für „normale“ Menschen nach wie vor schwierig, mit dem „unnormalen“ Verhalten unserer Leute klarzukommen. Einfach, weil es so ungewohnt ist. Früher gab es das ja im Stadtbild nicht, weil die Menschen am Stadtrand oder abseits der Städte untergebracht waren. Wer heute einen Nachbarn hat, der seine Gefühle vielleicht schreiend äußert, weil er nicht sprechen kann, ist natürlich erst mal irritiert und reagiert schnell ablehnend. Auch hier geht es darum, aufzuklären, die „Normalen“ für Welt der behinderten Menschen zu interessieren.

Sie sind ja ursprünglich aus Bethel, wie läuft denn die Zusammenarbeit mit den v. Bodelschwingschen Stiftungen? Wir haben uns ja bewusst für eine 50:50-Partnerschaft entschieden, das ist doch bestimmt nicht immer ganz einfach?!

Als ich 2001 mit 20 Jahren Bethel auf dem Buckel hierherkam und die Diakonie Düsseldorf kennenlernte, da war ich überrascht, wie ähnlich sich die Unternehmenskulturen sind: im Umgang miteinander, in der Konfliktbewältigung, bei der Visionsentwicklung. Das war meines Erachtens der Schlüssel für die bisherige gute Zusammenarbeit. Klar knirscht es auch schon mal, aber meist gelingt es mir, beide Partner gleich glücklich zu machen. (Lacht.) In den letzten fünf, sechs Jahren erlebe ich zudem eine

deutliche Weiterentwicklung hier in der Diakonie Düsseldorf, die auch Auswirkungen auf die IGL hat. Und vielleicht kann auch Bethel etwas von der Diakonie Düsseldorf lernen – insbesondere, was die Positionierung gegenüber den Kirchengemeinden und gegenüber verfasster Kirche angeht.

Nun mal ein Blick in die Zukunft. Was wird in den nächsten fünf Jahren passieren?

Erst mal geht es vorrangig darum, das im ambulanten Bereich Erreichte zu sichern. Aufgrund der kritischen finanziellen Lage der beiden Landschaftsverbände sehe ich die große Gefahr, dass die erreichten Standards vor allem bei der Deckung besonders hoher Bedarfe zurückgefahren werden. Aber wir haben natürlich auch konstruktive Zukunftspläne, zum Beispiel im Bereich moderner Kommunikationsformen, moderne Technologien nutzbar zu machen für den Einsatz in der Behindertenhilfe. Außerdem möchten wir in den nächsten Jahren stabil und kontinuierlich wachsen, vor allem im Bereich der ambulanten Betreuung.

Zum Schluss dürfen Sie sich etwas wünschen – von Ihren Gesellschaftern, von den Kostenträgern, von der Politik.

Wie schön. (Lacht.) Ich wünsche mir, die Experimentierfreude erhalten zu können, auch wenn es wirtschaftlich enger wird. Wir sollten uns weiter auf neue Wege wagen und neue Antworten finden auf die Fragen, die uns auch in Zukunft begleiten werden. Dazu wünsche ich mir, von den Gesellschaftern dieselbe Rückendeckung zu bekommen

Kurt-Ulrich Wiggers ist Geschäftsführer der In der Gemeinde leben gGmbH, die zu gleichen Teilen von der Diakonie Düsseldorf und den v. Bodelschwingschen Stiftungen Bethel getragen wird. Mit ihm sprach Adolf-Leopold Krebs

Schutzort Bergerkirche öffnet nachts bei Dauerfrost

Auch in diesem Winter wird die Bergerkirche bei Minustemperaturen wieder als Notschlafstelle für Menschen geöffnet, die auf der Straße leben. Im vergangenen, harten Winter haben durchschnittlich 20 Personen pro Nacht dieses Angebot von Stadt und Diakonie in Anspruch genommen. Es handelt sich dabei um diejenigen Wohnungslosen, die aus unterschiedlichen Gründen keinen der Übernachtungsplätze aufsuchen, die die Stadt in ausreichender Zahl bereithält. Die Bergerkirche wird von 18.30 bis 8 Uhr geöffnet, wenn die Temperaturen auch tagsüber nicht über null Grad liegen. Ein Mitarbeiter der Diakonie und ein Rettungshelfer der Johanniter sind die ganze Nacht vor Ort. Mit Stellwänden wird ein Bereich für die Übernachtung abgeteilt. Toiletten stehen in den angrenzenden Räumlichkeiten zur Verfügung. Man werde die Schutzsuchenden soweit wie möglich in die bestehenden Unterkünfte vermitteln, sagt Thorsten Nolting, Vorstandsvorsitzender der Diakonie. Dort sei es wesentlich komfortabler. In der Bergerkirche solle keine weitere Notschlafstelle entstehen, sondern ein Zufluchtsort bei extremer Kälte.

Susanne Schwendtke

Reformen in Russland Diakonie und moderner Strafvollzug

Einfach einsperren – damit ist es nicht getan. Zu einem modernen Strafvollzug gehört in Deutschland selbstverständlich auch die Straffälligenhilfe. Die Ev. Gefangenenfürsorge der Diakonie zum Beispiel ist in der Düsseldorfer Justizvollzugsanstalt Teil eines Netzwerks externer Helfer, die sich dafür einsetzen, dass Resozialisierung gelingt und dass Familien von Gefangenen mit ihren Problemen nicht allein sind. So selbstverständlich wie in Deutschland ist diese Art der Hilfe in russischen Justizvollzugsanstalten nicht. Im Gegenteil: In Russland beginnt man gerade erst damit, die Gefängnisse für Helfer von außen zu öffnen. Eine Delegation des regionalen Ministeriums für Soziales und des regionalen Familienzentrums der russischen Stadt Vologda war im Oktober zu Gast in Düsseldorf, um sich im Rahmen eines Kooperationsprojektes der Evangelischen Kirche über den Strafvollzug in Deutschland – und die Institutionen, die damit verbunden sind – zu informieren. Dabei besuchte sie unter anderem das Friedrich-Naumann-Haus der Diakonie, wo auch junge Haftentlassene vorübergehend wohnen. Dirk Konzak von der Ev. Gefangenenfürsorge war zuvor mit einer deutschen Delegation nach Vologda gereist. „Die russischen Kolleginnen und Kollegen sind sehr interessiert daran, den Strafvollzug in ihrem Land zu reformieren. Gerade im Friedrich-Naumann-Haus konnten wir ihnen einen guten Einblick in unsere Netzwerkarbeit vermitteln.“ Einfach einsperren – Dirk Konzak hofft, dass das auch in Russland bald der Vergangenheit angehört. Dazu haben er und das Team des Friedrich-Naumann-Hauses gern einen Beitrag geleistet.

Susanne Schwendtke

Neu in Heerdt Siebtes Düsseldorfer fairhaus eröffnet

Ein „zentrum plus“, Service-Wohnen für ältere Menschen und eine evangelische Kindertagesstätte gibt es schon in Heerdt. Jetzt hat die Diakonie, mit ihrem Tochter-Unternehmen renaTec, in dem linksrheinischen Stadtteil einen weiteren Standort eröffnet: das siebte Düsseldorfer fairhaus. An den sechs anderen Standorten bewährt sich das fairhaus-Prinzip seit Jahren. Kleider, Möbel und Haushaltsgeräte werden zu einem Preis verkauft, den sich auch Menschen mit geringem Einkommen leisten können. Wer sehr wenig verdient, bekommt mit der „faircard“ zusätzlich 30 Prozent Rabatt. Außerdem werden in den fairhäusern Menschen, die lange arbeitslos waren oder eine Behinderung haben, beschäftigt und können sich hier für den Arbeitsmarkt qualifizieren. Michael Wirtz, bei renaTec Leiter der Integrationsabteilung fairhaus, hat mit der linken Rheinseite Neuland betreten. „Über die faircard wissen wir aber, dass etliche unserer Kunden aus Heerdt kommen“, so Wirtz. „Bisher mussten sie mindestens bis nach Bilk fahren, jetzt finden sie uns in ihrer Nachbarschaft.“ Mitten im Stadtteil liegt das ansprechende neue Ladenlokal, am Nikolaus-Knopp-Platz zwischen Krefelder Straße und Heerdtter Landstraße. Es hat wochentags von 10 bis 18 Uhr und samstags von 10 bis 15 Uhr geöffnet. Zu diesen Zeiten können auch Spenden abgegeben werden.

Susanne Schwendtke

Sterbegleitung Die Vernetzung schreitet voran

Sterbebegleitung in Düsseldorf – im November hat die Diakonie diesem Thema ein weiteres Mal eine Fachtagung gewidmet. 90 Teilnehmerinnen und Teilnehmer kamen zu „Berührend begleiten – Pflege, Medizin und Hospiz Hand in Hand“. In den Vorträgen, Workshops und Diskussionen wurde deutlich: Düsseldorf hat zwar viele gute Angebote, die Vernetzung muss jedoch verbessert werden. Für jährlich 7.200 Sterbende gibt es fünf Palliativmediziner; es gibt Pflegende, die die Arbeit der Hospizdienste nicht kennen; Unterstützung für Sterbende am Wochenende ist schwierig.

Auf dem Fachtag zeichnete sich das Ziel ab, alle, die in Düsseldorf mit Sterbenden in Berührung kämen, sollten wissen, welche Hilfen es gibt. Ein Vorbild kann die Stadt Aachen sein, wo dank systematischer Aufbauarbeit ein Netzwerk entstanden ist, das 250 Institutionen umfasst. Auf der Düsseldorfer Tagung wurde nun der Anfang gemacht für einen dauerhaften runden Tisch aller Düsseldorfer Akteure – aus stationärer und ambulanter, palliativer und hospizlicher Versorgung. Nächste Schritte des Netzwerkaufbaus folgen noch im Dezember.

Wer mehr Informationen zum Netzwerk und zu weiteren Fachtagungen „Berührend begleiten“ erhalten möchte, kann sich per E-Mail an Annette Hohnwald wenden: annette.hohnwald@diakonieduesseldorf.de

Andreas Beaugrand

Impressum

Herausgeber
Diakonie Düsseldorf –
Gemeindedienst der evangelischen
Kirchengemeinden e. V.

Redaktion
Manuel Falkenberg (verantwortlich)
Susanne Schwendtke

Redaktionsadresse
Platz der Diakonie 3, 40233 Düsseldorf
Telefon 0211 73 53 204

Art Direktion
Fons M. Hickmann

Gestaltung
Fons Hickmann m23, Berlin
Sandra Teschow
www.fonshickmann.com

Fotografie
Gerald Biebersdorf (S. 12, 15, 18),
Stefanie Emerich (S. 17), Fritz Meyer
(S. 12), Anika Potzler (S. 8-10, 19-21),
privat (S. 7), Petra Warrass (S. 1-5, 13)

Illustration
Tilo Göbel

Druck
Tannhäuser Media, Düsseldorf
Print CO₂-kompensiert: Id-Nr. 1115086
www.bvdm-online.de

Papier
Cyclus Offset, 100 % Altpapier,
Umweltzertifizierungen: Blauer Engel,
EU-Blume, ISO 41001, EMAS

Auflage
10.300

Erscheinungsweise
Vierteljährlich

Spendenkonto
Konto 10 10 57 57
Stadtsparkasse Düsseldorf
BLZ 300 501 10

Januar 2012

Unterbrechung – immer wieder freitags
Gottesdienst mit Abendmahl
Jeden Freitag, 12 Uhr
6., 13., 20. und 27. Januar
Bergerkirche, Berger Straße 18 b

DIO – Durst im Ohr
Vokalimprovisation mit Impro-Chor
Jeden 1. Freitag im Monat
6. Januar, 19.30 Uhr
Leitung: Barbara Beckmann
Bergerkirche, Berger Straße 18 b

„Baj mir bistu schein“
Jiddische Lieder und Texte
Geschwister Goldmann Ensemble
6. Januar, 19.30 Uhr
Benefiz-Konzert zugunsten der
Wohnungslosen-Tagesstätte Shelter
Versöhnungskirche, Platz der Diakonie 2
Eintritt: 15 Euro

Ringgespräche
Mit dem Beuys-Schüler Johannes
Stüttgen
Jeden Donnerstag, 19 Uhr
(außer in den Schulferien)
12., 19. und 26. Januar
Bergerkirche, Berger Straße 18 b

Endlich Montag!
Andacht für Diakonie und Flingern
16. Januar, 8.30 Uhr
Versöhnungskirche, Platz der Diakonie 2

Die Bergerkirche ist dienstags bis
sonntags von 15 bis 18 Uhr geöffnet.
Ehrenamtliche Ansprechpartner
geben dort Auskunft zu Geschichte
und gegenwärtiger Gestaltung der
Bergerkirche.

Februar 2012

Unterbrechung – immer wieder freitags
Gottesdienst mit Abendmahl
Jeden Freitag, 12 Uhr
3., 10., 17. und 24. Februar
Bergerkirche, Berger Straße 18 b

DIO – Durst im Ohr
Vokalimprovisation mit Impro-Chor
Jeden 1. Freitag im Monat
3. Februar, 19.30 Uhr
Leitung: Barbara Beckmann
Bergerkirche, Berger Straße 18 b

Ringgespräche
Mit dem Beuys-Schüler Johannes
Stüttgen
Jeden Donnerstag, 19 Uhr
(außer Altweiber)
2., 9. und 23. Februar
Bergerkirche, Berger Straße 18 b

Endlich Montag!
Andacht für Diakonie und Flingern
Montag, 13. Februar, 8.30 Uhr
Versöhnungskirche, Platz der Diakonie 2

**Der klingende Raum als Medium
und Instrument**
Resonanzräume: Medienkulturen
des Akustischen
Vortrag von Prof. Helga de la
Motte-Haber
Mittwoch, 29. Februar, 19.30 Uhr
Bergerkirche, Berger Straße 18 b

März 2012

Ringgespräche
Mit dem Beuys-Schüler Johannes
Stüttgen
Jeden Donnerstag, 19 Uhr
1., 8., 15. und 22. März
Bergerkirche, Berger Straße 18 b

Unterbrechung – immer wieder freitags
Gottesdienst mit Abendmahl
Jeden Freitag, 12 Uhr
2., 9., 16. und 23. März
Bergerkirche, Berger Straße 18 b

DIO – Durst im Ohr
Vokalimprovisation mit Impro-Chor
Jeden 1. Freitag im Monat
2. März, 19.30 Uhr
Leitung: Barbara Beckmann
Bergerkirche, Berger Straße 18 b

Endlich Montag!
Andacht für Diakonie und Flingern
12. März, 8.30 Uhr
Versöhnungskirche, Platz der Diakonie 2

Nacht der offenen Kirchen
17. März, 19.30 bis 23 Uhr
Briefmarkenausstellung mit
christlichen Motiven:
Luther und die Reformation
Bund deutscher Philatelisten
19.30 Uhr Andacht „Brief Christi“
20.30 Uhr Vortrag
21.30 Uhr Vortrag
22.30 Uhr Abendsegen